

(Nachdruck verboten.)

19)

Andreas Vöft.

Wauerroman von Ludwig Thoma.

Aber der Paulimann war unruhig. Seit er nüchtern war, reute ihn die Geschichte. Eine solche Dummheit, wie das war! Allemal nahm er sich vor, keinen Rausch mehr zu kriegen, und allemal kam er wieder zu einem. Und jetzt eine solche Verlegenheit! Sonst kriegte er bloß Schläge im Wirtshaus, und seinen Landler von der Bäuerin; hernach war es wieder gut. Aber diesmal ging es anders: er war mitten hineingekommen in einen Streit, der ihm schon vom Anschauen zuwider war, und mit dem er durchaus gar nichts zu tun hatte. Er mußte die Suppe auslöffeln, die andere eingebrocht hatten; er sollte jetzt auf das Gericht gehen. Lieber wären hundert Mark hingewesen, oder noch mehr.

Er kraute sich in den Haaren und schob unruhig einmal den rechten und einmal den linken Fuß vor.

„Also,“ sagte Kloiber, „ös wist's ja, warum mir da z'sammenfemma san. Der Bürgermoasta will enk zwoa weg'n Ehrenbeleidigung verklagen, und, also, indem's ös in der nämlichen Gemeinde seid's, is also dös G'setz a so, daß z'erjcht a Sühneverfuch sei muaf. Dös is richtig, Herr Lehrer, net wahr?“

„Ja, das ist die g'lebliche Vorschrift.“

„Also, und da muaf i enk frag'n, an Bürgermoasta aa, ob's enk is vergleicha wollt's und de Sach' quat sei lassen?“

„I nimm all's z'ruck,“ sagte der Paulimann, „i will koan Streit gar it.“

„Is g'scheiter aa. Waar ja do z'wider, wann a solchere Feindschaft ins Dorf kam. Was sagst denn Du, Bürgermoasta?“

Der Schuller legte die Hände auf den Rücken und sagte ruhig:

„Dös woaf a jeder, daß i net glei da bin mit'n Gericht. Wa dös helft mir gar nix, wann da Paulimann sagt, er nimmt's z'ruck. Es muaf öffentlich erklärt wer'n, daß de G'schicht verlogen is, und dös muaf aa g'sagt wer'n, woher dös G'red kommt. Nacha will i gar nix vom Paulimann und halt' mi an den, der a solchere Verleumdung auf d'Welt bringt.“

„I hab' halt an Rausch g'habt,“ sagte der Paulimann, „da redt ma dumm daher. I hab' durchaus gar nix geg'n Schuller, und i sag's öffentli, daß er a richtiger Mann is.“

„Was is denn nacha mit Dir, Hierangel?“ fragte Kloiber.

„Mit mir?“

„Ja; was Du sagst, ob Du net aa an Erklärung macha willst?“

„Was geht denn mi de ganz' G'schicht o?“

„Du bist halt jetzt amal vorgeladen vom Schuller und muafst Di nach'n G'setz erklär'n.“

„Hab' i was g'sagt? Was geht denn dös mi o, wenn da Paulimann im Wirtshaus aufdraht? Hab' i was g'sagt?“

„Jetzt woafst, gar a so unschuldi muafst Di net hi'stellen!“ schrie der Paulimann, „halst Du zu mir nix g'sagt hättst, nacha hätt' i de Dummheit net daher bracht im Rausch!“

„Wo hab' i was g'sagt zu Dir?“

„Mögt Du dös laugna? Bei Dir dahoam, in Deiner Stuben hast as g'sagt. Jetzt mögt Di aufhischwindeln, gel?“

„Du werst Dir's überlegen, ob Du dös behaupten koist, daß i schwindel. Einscht verflag' i Di aa.“

„Wo mir aus, nacha weis' i auf, daß Du dös g'sagt hast.“

„I hab' zu Dir gar nix g'sagt. Du bist zu mir femma und hast g'sagt, daß der Kloiber zu Dir g'sagt hat, daß der Schuller sein Vater'n a so mißhandelt hätt.“

„Und nacha hast Du g'sagt . . .“

„Nix is. Nacha hast Du mi g'fragt, ob dös wahr is. Und i hab' g'sagt, i woaf bloß, daß der Herr Pfarrer den Bettel hat, wo dös drauf steht.“

Der Schuller war nicht aus seiner Ruhe gekommen und hatte den beiden zugehört.

Bei den letzten Worten des Hierangel stieg ihm die Röte in das Gesicht, und er trat einen Schritt vor.

„Was steht auf dem Zettel?“ fragte er. Der Hierangel schaute an ihm vorbei und sagte kurzab: „Mit Dir red' i net.“

„Du werst scho no reden müassen, Du Tropf, Du scheitzheiliger!“

„Halt!“ sagte der Kloiber, „mach's net wieder aufs neu' a Beleidigung her! Dös hat koan Wert it!“

„Laß'n reden!“ schrie der Hierangel, „dös rührt mi gar it o, was der sagt.“

Jetzt kam der Schuller in Born.

„Dös sell wer'n mir seh'n,“ sagte er, „ob Di gar nix o'rührt. In ganz Erlbach derf koa Mensch no an Achtung hamn vor an solchen Ehrabschneider!“

„So? Moanst? So? Wo Dir derf koa Hund mehr an Broden o'nehma. Hast as g'hört?“

„Nimm Di z'samm, Hierangel!“

„Na, grad' net. Jetzt behaupt' i's no mal, was i zu'n Paulimann g'sagt hab'. Der Pfarra hat mir dös Schreiben zoagt vom Herrn Geld. Der hat's aufgeschrieben, was Du für oana bist. Jeder Christ muaf Dir aus 'n Weg geh' Dir!“

„Halt, jetzt is gnuat!“ schrie der Schuller.

„No lang it. Dein Vater'n hast g'schlag'n, daß er im Pfarrhof um Hilf' hat bitten müassen!“

„Sauhund, hab i Di! Du und der Pfarra!“

Der Schuller faßte den Hierangel an der Gurgel. Alle Besonnenheit war weg.

„Der Pfarra und Du! Habt's dös g'funden, was an Menschen schlecht macht?“

Der Hierangel stemmte sich dagegen. Seine Stimme gelste, daß man sie über die Straße hinüber hörte. „Auslassen! Du! Dir geht's schlecht!“

Stegmüller sprang auf, der Kloiber und der Paulimann hingen sich an den Schuller. Aber der hatte eiserne Finger und hielt fest.

Und der Hierangel freischte wieder: „So hast as Dein Vater'n g'macht, gel? Dein alten Vater'n?“

Der Schuller ließ aus.

Noch einmal der Schimpf!

Rein, damit machte er ihn nicht gut, daß er sich an dem heimtückischen Lügner vergriff.

„Geh zua, Lump!“

Er sagte es wieder ruhig. Eine rechte Verachtung kam über ihn, als er die Verleumdung noch einmal hörte.

Wie sich der Hierangel frei fühlte, ging er an die Türe. Er richtete seinen Kragen und die Halsbinde.

„I nimm enk allsamt als Zeug'n,“ sagte er, „dös werd si aufweisen, ob der da d' Reut' schlag'n derf.“

Er ging, und die anderen hörten ihn noch in der Gaststube und im Hausgange schimpfen.

„Schuller, dös hättst it toa soll'n,“ sagte der Kloiber.

„Soll i mir all's g'fallen lassen?“

„Durch de Kauferei bist selm strafmäßig, wenn er Di o'zoagt.“

„Soll i mi hi'steh und mi g'rad schlecht macha lassen?“

„I hab' 's Recht it, daß i Dir was er'ed'; dös muafst selm ausmachn.“

„Kloiber, Du muafst ma'r an G'fallen toa.“

„Was nacha?“

„I geh' zum Pfarrer 'nauf, und Du muafst mir an Zeug'n machn.“

„I tua's it gern, Schuller.“

„Warum? I hab' g'moant, Du bist it bei dena, de si aufheben lassen.“

„I lass' mi net aufheben; i hab' nix gegen Di, und i hab' nix geg'n an Pfarra.“

„Grad' desweg'n möcht' i, daß d' mitgehst. Du muafst it moana, daß Du Partei nehma sollst.“

„I hätt' am liebsten mit dera Sach' nix z'toa. Dös is z'wider für an jed'n, der si d'rei mischt.“

„I ko it alloa 'naufgeh'. I muaf an Pfarra frag'n, was dös is mit dem Zettel, und da brauo' i an Zeug'n. Den G'fallen tat i an jed'n, und hal's mei Feind' waar.“

„I sag' dir's, wie's is, Schuller. I bin it bei Feind'.“

„I tat di net plag'n und gang zum Haberlschneider. Wa es muaf oana sei, der dös jetzt g'hört hat vom Hierangel.“

„I geh' mit, hal's dir recht is,“ fiel der Paulimann ein. „Wo du muaszt de Klag' geg'n mi guat sei lassen.“

„Dös hat a so koan Wert nimmer. Wo dir will i niz; seht muasz i allawei geg'n an Hierangl streiten.“

„Nacha bleib' i bei mein Wort steh'. Wann willst aufi zu'n Pfarra?“

„Seht glei. I wart' koa Minuten nimma, bis i dös woasz.“

Der Kloiber nahm seinen Hut. „Mir san nacha firti mit dem Sühneversuch, Herr Lehrer?“

„Ja.“

„Werd dös it g'schrieb'n, daß der Schuller nimmer klagt geg'n mi?“ fragte der Paulimann.

„Ich kann es schon schreiben,“ antwortete Stegmüller. „Also der Bürgermeister und der Paulimann haben sich verglichen. Mit dem Hierangl war der Sühneversuch erfolglos.“

Der Kloiber unterricht' eb.

Dann sagte er: „Du muaszt mi net falsch basteh', Schuller. I hab' mi net g'weigert, weil i was hab' aeg'n di. Durchaus gar it.“

„I woasz scho. Psüat di Good!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoj.

Obgleich die Kosaken allsündlich den Uebergang und Ueberfall der Abreten*) von der tatarischen Seite her erwarteten, den man besonders im Mai befürchten konnte, — wo der Wald am Terekufer so dicht ist, daß ein Fußgänger schwer hindurchkommt, und der Fluß so seicht, daß man ihn an vielen Stellen durchwaten kann, und obgleich vor zwei Tagen ein Kosak von dem Regimentskommandeur ein Rundschreiben gebracht hatte, in dem es hieß, daß nach den Angaben der Rundschaffer ein Häuflein von acht Mann die Absicht habe, über den Terek zu setzen — beobachtete man auf der ganzen Wache doch keine besondere Vorsicht. Die Kosaken beschäftigten sich wie zu Hause, ohne ihre Pferde zu satteln, ohne sich zu bewaffnen, der eine mit Fischfang, der andere mit Jechen, der dritte mit der Jagd. Nur das Pferd des Wachthabenden schritt gesattelt und gezäumt durch das Gebüsch am Waldbrand, und nur der Kosak auf dem Turme trug Waffentod, Flinte und Säbel. Der Unteroffizier, ein hochgewachsener, hagerer Kosak mit einem außerordentlich langen Rücken und kleinen Füßen und Händen, sah, nur im aufgeschöpften Beschemet, auf dem Erdhügel des Häuschens, hielt mit dem Ausdruck obrigkeitlicher Trägheit und Langleiße die Augen geschlossen und wiegte den Kopf in den Händen hin und her. Ein behärrter Kosak mit einem breiten, ergrauenden schwarzen Barte lag, im bloßen Hemd, das er mit einem schwarzen Riemen gegürtet hatte, dicht am Wasser und schaute träg auf den einsörmig rauschenden, strudelreichen Terek. Die anderen waren ebenfalls von der Hitze erschöpft und hatten sich halb entkleidet; der eine spülte Wäsche im Terek, ein anderer flogt einen Bügel, ein dritter lag auf der Erde in dem glühenden Sande des Ufers und summt ein Lied vor sich hin. Einer von den Kosaken mit einem mageren, dunkel gebräunten Gesicht, lag, offenbar viehisch betrunken, auf dem Rücken an der einen Wand der Hütte, die vor zwei Stunden noch Schatten gehabt hatte, auf die aber jetzt die schrägen Strahlen der Sonne stehend herabfielen.

Lufascha, der auf dem Wachturme stand, war ein hochgewachsener, hübscher Bursche von etwa zwanzig Jahren und seiner Mutter sehr ähnlich. Seine Züge und seine ganze Gestalt drückten trotz seines jugendlich-linischen Wesens große körperliche und moralische Kraft aus. Obgleich er erst vor kurzem eingereist war, konnte man doch an dem stolzen Ausdruck seines Gesichts und dem ruhigen Selbstbewußtsein seiner Haltung erkennen, daß es ihm schon gelungen war, die den Kosaken, wie allen Leuten, die beständig die Waffen führen, eigene, kriegerische und etwas stolze Haltung anzunehmen, daß er ein Kosak war und seinen Wert nicht unterschätzte. Sein breiter Fischerleffenrod war an manchen Stellen zerrissen, die Mühe war nach tschetschenzischer Art in den Nacken geschoben, die Reistiefel unter die Knie herabgesunken. Seine Kleidung war nicht reich, aber er trug sie mit dem besonderen tschetschen Stolz, der in der Nachahmung der tschetschenzischen Dshigiten besteht. Der echte Dshigit trägt alles breit, alles zerrissen, nachlässig; nur seine Bewaffnung ist reich. Aber getragen, gegürtet und angefedert ist diese zerrissene Kleidung und diese Bewaffnung auf eine ganz eigenartige Weise, die nicht jedem gegeben ist, und die sofort dem Kosaken und Bergbewohner in die Augen fällt. Lufascha hatte das Aussehen eines solchen Dshigiten. Die Hand auf den Säbel gestützt und mit den Augen zwinternd schaute

er unterwands hinaus nach dem Aul. Die einzelnen Züge seines Gesichts waren nicht schön, warf man aber einen raschen Blick auf seine stattliche Figur und auf sein kluges Gesicht mit den dunklen Augenbrauen, so mußte man unwillkürlich sagen: Ein schneidiger Bursche!

Was da Weiber und Weiber im Aul herumwimmeln, sagte er mit scharfer Stimme, indem er trüg die weißen Zähne öffnete und sich an niemanden im besonderen wandte.

Kasarka, der unten lag, erhob sofort hastig den Kopf und bemerkte:

Sie holen gewiß Wasser

Die mühte man mit einem Flintenschuß aufschrecken, sagte Lufascha lächelnd. Ei, wie würden sie auseinanderausfahren!

Soweit trägt's nicht.

Ah, was! meine trägt so weit. Daß nur erst die Zeit herankommen. An ihrem Feiertag gehe ich zu Girej-Chan zu Gaste, Buse*) trinken — sagte Lufascha, indem er zornig die Müden abwehrte, die ihn belästigten.

Da lenkte ein Geräusch im Gebüsch die Aufmerksamkeit der Kosaken auf sich. Ein bunter Vorstehhund, der einer Spur folgte und eifrig mit seinem glatten Schwanz wedelte, kam auf die Grenzwahe zugelaufen. Lufascha erkannte in ihm den Hund seines Nachbarn, des Jägers, Onkels Jeroschka, und erblickte auch gleich hinter ihm im Dickicht die herannahende Gestalt des Jägers selbst.

Onkel Jeroschka war ein Kosak von ungeheurer großem Wuchs mit einem schneeweißen langen Barte, breiten Schultern, starker Brust, so daß er im Walde, wo er mit keinem anderen Menschen zu vergleichen war, nicht groß erschien — so ebenmäßig waren alle seine starken Gliedmaßen. Er trug einen zerrissenen aufgeschürzten Kittel, an den Füßen mit Schnüren umwundene Porschni**) aus Hirschleder und auf dem Kopfe ein weißes, zerzaustes Mützchen. Auf dem Rücken trug er über die eine Schulter ein Brustbein (ein Lohmittel für die Fasane) und einen Beutel mit Hühnern und Hühnerknochen zur Anlockung des Habichts. Ueber die andere Schulter trug er an einem Riemen eine getödete Wildkatze. Am Gürtel hing ein Beutelschen mit Pulver und Brot und eine Pferdeschwanz, um die Müden abzuwehren, ein großer Dolch mit alten

Muisfledern in einer zerrissenen Scheide und zwei getödete Fasane. Er sah zur Grenzwahe hinauf und blieb stehen.

Se, Djaml! rief er seinem Hunde in so volltönendem Wasse zu, daß das Echo im fernen Walde widerhallte; dann warf er ein ungeheueres Pistongewehr, das die Kosaken „Flinte“ nennen, über die Schulter und lüftete die Mütze.

Guten Tag, liebe Leute, he! — wandte er sich an die Kosaken mit derselben kräftigen und heiteren Stimme. Er sprach ohne jede Anstrengung, aber doch so laut, als rief er jemandem zu, der am anderen Ufer des Flusses stand.

Guten Tag, Onkel, guten Tag! lachten sich munter von allen Seiten die Stimmen der jungen Kosaken vernehmen.

Was habt Ihr erlebt? Erzählt! schrie Onkel Jeroschka und wischte sich mit dem Ärmel des Fischerleffenrods den Schweiß von dem roten breiten Gesicht.

Hör', Onkel, was da auf der Plantane für ein Habicht wohnt! Sobald der Abend kommt, schwingt er sich in die Luft, sagte Kasarka und zwinkerte dabei mit den Augen und zuckte mit Händen und Füßen.

Ah, Du, sagte der Alte gleichgültig.

Wahrhaftig, Onkel, Du sollst lauern, bestätigte Kasarka lachend.

Die Kosaken lachten.

Der Spatzvogel hatte gar keinen Habicht gesehen. Aber bei den jungen Kosaken von der Grenzwahe herrschte längst die Gewohnheit, Onkel Jeroschka zu hänseln und zu necken, so oft er zu ihnen kam.

Ah, Du Dummkopf, sagte Lufascha vom Turm herunter zu Kasarka, Du, immer mit deinem leerem Geschwäh.

Sofort verstummte Kasarka.

Ich will also lauern, gut. Ich lauere zur größten Freude allen Kosaken. — Aber habt Ihr Eber gesehen?

Eber sehen, meinst, das ist so leicht? sagte der Unteroffizier, dem es Freude machte, sich zerstreuen zu können. Er lehnte sich zurück und kratzte sich mit beiden Händen seinen langen Rücken. — Hier heißt es Abreten fangen und nicht Eber. Hast Du nichts gehört, Onkel? wie? fügte er hinzu und zwinkerte ohne Ursache mit den Augen und zeigte seine weißen Zähne.

Abreten? sagte der Alte, nein, ich habe nichts gehört, aber giebt es Mose? Trinken wir, guter Freund. Wahrhaftig, ich bin erschöpft. Ich bringe Dir auch frischen, sollst sehen, wahrhaftig, ich bringe Dir welschen. Gib her, fügte er hinzu.

Was willst Du? Willst hier lauern oder was? fragte der Unteroffizier, als hätte er nicht gehört, was jener gesagt hatte.

Eine Nacht wollte ich lauern, antwortete Onkel Jeroschka, vielleicht gibt Gott, daß ich zum Feiertag etwas schiefte, dann gebe ich auch Dir etwas ab, wahrhaftig.

Onkel, hör' Onkel, schrie Lufascha scharf von oben herunter, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und alle Kosaken blickten zu ihm hinauf. Geh' zum oberen Wache, da sind große Herden. Ich läge wahrhaftig nicht. Neulich hat einer der Unsrigen einen

*) Abreten nennt man die unruhigen Tschetschenzen, die auf die russische Seite des Terek hinüberkommen um zu stehlen oder zu rauben

*) Buse, im Original Buse, ist tatarisches Bier aus Hirse.
**) Porschni, eine Fußbekleidung aus ungegerbtem Leder, die man nur aufgeweicht anzieht.

erlegt; ich sage die Wahrheit, fügte er hinzu, indem er die Flinte auf dem Rücken zurechtrückte, in einem Tone, dem man anmerkte, daß er nicht scherzte.

„Ah, Lufa, der Reißer, ist hier,“ sagte der Alte und blickte hinauf.

An welcher Stelle hat er geschossen?

Und Du hast es nicht einmal gesehen! Wißt wohl zu Klein? sagte Lufuschka. — Dicht am Graben, fügte er ernst hinzu und schüttelte den Kopf. — Wir gingen so am Graben hin. Da fängt es an zu knistern. Ich hatte meine Flinte im Futteral. Hlaska schießt los. . . Ich will Dir den Ort zeigen, Onkel, es ist nicht weit; warte nur, ich lenne alle seine Wege. . . Onkel Kossow, sagte er entschieden, fast befehlend zu dem Unteroffizier, es ist Zeit zur Ablösung, nahm seine Flinte und stieg, ohne einen neuen Befehl abzuwarten, vom Turme herab.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Winterkleidung.

Jährlings ist der Winter hereingebrochen, die Temperatur der Luft ist gesunken und die Menschen sind gezwungen, sich zu schützen gegen die Einwirkungen der Kälte. In den Wohn- und Arbeitsräumen tun wir das, indem wir die Temperatur dieser Räume durch Heizung direkt erhöhen, beim Verkehr im Freien sind wir darauf angewiesen, wärmere Kleidung anzulegen.

Die Menschen der Urzeiten fingen mit dem Anlegen von Kleidung an, als die Unbilden des Wetters sie nötigten, Abwehrmaßnahmen zu treffen, und man kann den Beginn der Kultur in den Moment setzen, in dem die früher nur durch ihre eigene Haut gegen die Einwirkungen der schädlichen Lufttemperatur verwahrten Vorgezeitsmenschen eine künstliche Bedeckung anlegten. Inzwischen hat sich, wie auf allen Kulturgebieten, so auch auf dem der Bekleidung eine gewaltige Entwicklung vollzogen, das Schönheitsgefühl machte seinen Einfluß geltend, so daß neben reinen Zweckmäßigkeitsgründen auch die wechselnde Mode auf die Umgestaltung der Kleidung großen Einfluß gewann. Prinzipiell aber haben sich, bei allen Veränderungen größeren und kleineren Umfangs, zwei Arten von Bekleidung erhalten. In warmen Zeiten und an warmen Orten tragen wir eine Kleidung, die dem Körper Kühlung ermöglicht, in der Kälte dagegen muß die Kleidung die Kälte abhalten. Die Sommerkleidung erreicht ihren Zweck durch möglichst große Leichtigkeit und dadurch, daß sie die Zirkulation der Luft zur und von der Körperoberfläche unterstützt, so daß nicht stets dieselbe warme Luft dem Körper anhaftet; hier wird also die Hitze wirklich fortgeführt. Man könnte nun vielleicht denken, daß uns im Gegensatz hierzu die Winterkleidung Wärme bringen sollte; das ist aber nicht richtig. Wenn wir das, was wir „warme Kleider“ nennen, mit dem Thermometer prüfen, so finden wir, daß sie im allgemeinen recht kalt sind, schon deswegen, weil sie die Temperatur des oft ganz kalten Raumes annehmen, in dem sie aufbewahrt wurden. Es kommt sogar vor, daß die Unterkleider so kalt sind, daß wir, wenn wir sie anziehen, eine unangenehme Kälteempfindung haben; Leute, die gegen Kälte sehr empfindlich sind, pflegen deshalb die Unterkleidung, bevor sie sie anziehen, am Ofen zu wärmen, und glauben dann vielleicht sogar, daß die so erwärmten Kleidungsstücke ihnen Wärme zuführen. In Wirklichkeit nützt die Winterkleidung nur dadurch, daß sie die natürliche Körperwärme bewahren hilft, während die Wärme sonst von uns fort in die kalte umgebende Luft gelangen würde. Denn ein allgemeines gültiges Naturgesetz besagt: Wenn zwei Körper von verschiedener Temperatur mit einander in Berührung kommen, so gibt der wärmere an den kälteren so viel Wärme ab, bis beide die gleiche Temperatur besitzen. Diese Wanderung der Wärme vollzieht sich durch Strahlung und Leitung. Von beiden Arten der Wärmeübertragung können wir uns eine unmittelbare Vorstellung machen, wenn wir die Afire eines Kachelofens öffnen, in dem ein starkes Feuer brennt; treten wir vor die geöffnete Öffnung, so empfinden wir die Wärme der Afire, auch wenn wir noch ziemlich weit vom Feuer selbst entfernt sind: Hier haben wir es mit Wärmestrahlung zu tun. Berühren wir aber die Ofenkacheln mit den kalten Händen, so bemerken wir, wie die Wärme der Kacheln sich dem berührenden Körperteil mitteilt: Hier handelt es sich um die Wärmeleitung. Die Strahlung der Wärme kommt wesentlich bei Körpern von recht hoher Temperatur in Frage, z. B. bei der Sonne, bei einem kräftigen Feuer, bei geschmolzenem Metall und ähnlichem. Besitzt von zwei mit einander in Berührung befindlichen verschieden warmen Körpern auch der wärmere keine sehr hohe Temperatur, so gleitet die Wärme von ihm zum kälteren vornehmlich durch einfache Leitung, und um diesen Fall handelt es sich auch beim menschlichen Körper, der im Winter von kalter Luft umgeben ist. Er hat die Neigung, einen großen Teil seiner Wärme an die Luft durch Leitung abzugeben, und dem wirken wir dadurch entgegen, daß wir zwischen Körper und Luft die Kleider legen, die als trennende Schicht die Leitung vom Körper zur Luft erschweren. Wir wählen die Winterkleider daher als Sommerkleider, weil wir aus diesjähriger Erfahrung wissen, daß wir bei dicken Kleidern weniger unter der Kälte leiden, als bei dünnen. In der Tat wird

die Wärme, die vom Körper auf die nach innen gerichtete Seite der Kleidung übergeht, durch den Kleiderstoff bis an die Außenseite geleitet und von hier aus an die Luft; je dicker also der Kleiderstoff ist, um so schwerer wird es unserer Körperwärme, an die Außenluft zu kommen. Aber es kommt nicht allein auf die Dicke des Stoffes an, sondern auch auf seine Natur, denn die Tätigkeit, Wärme zu leiten, ist für die verschiedenen Körper sehr verschieden. Wenn wir einen Metallstab mit einem Ende ins Feuer halten, so wird sein anderes Ende, an dem wir ihn berühren, bald so heiß werden, daß wir den Stab loslassen müssen, wenn wir die Finger nicht verbrennen wollen; halten wir aber einen Glasstab ins Feuer, so können wir ihn ganz dicht neben der Stelle, die vom Feuer selbst berührt wird, anfassen und festhalten, ohne von irgendwelcher Hitze belästigt zu werden. Im Metall wird die Wärme von einem zum anderen Ende sehr schnell geleitet, im Glaie dagegen vollzieht sich die Wärmeleitung sehr langsam. Wenn wir also gläserne Kleider besäßen, so bräuchten diese nur sehr dünn zu sein, und hielten dennoch die Wärme gut an unserem Körper fest; metallene, also etwa eiserne Kleider könnten aber noch so dick sein, wir würden in ihnen doch bald die stärksten Wärmeverluste erleiden, und in der Tat müssen die Geharnischten früherer Zeit in ihrem eisernen Kriegsgewand ganz gewaltig gefroren haben, wenn sie auch durch reichliche Unterkleidung aus Wollstoffen den Uebergang der Wärme an das Eisen nach Möglichkeit hintanzuhalten suchten. Unsere aus tierischen Substanzen entnommenen Kleiderstoffe, Wolle und Seide, sind bekanntermaßen die schlechtesten Wärmeleiter, Baumwolle und Leinwand leiten die Wärme viel besser und eignen sich darum weniger zu Winterkleidern. Aber noch ein Umstand ist von Wichtigkeit, nämlich die Art des Gewebes. Ein Stoff besteht nicht durch und durch aus der Substanz des Kleiderstoffes, sondern zwischen den einzelnen Gewebefäden befinden sich Luftspalten, und zwar nimmt die Luft im allgemeinen einen viel größeren Raum ein, als man wohl zu glauben geneigt ist. In den meisten Gewebearten besteht mehr als die Hälfte des Volumens aus Luft, nur der kleinere Teil des Raumes, den ein Gewebe darstellt, besteht wirklich aus Gewebestoff; und das ist auch ganz zweckmäßig, denn die Luft selbst ist der allerschlechteste Wärmeleiter, den wir kennen. Es erscheint wohl eigenartig, daß wir, um die Wärmeabgabe des Körpers an die atmosphärische Luft zu verhindern, die gleiche atmosphärische Luft als Schütz verwenden. Aber die Luft, die unsere Kleider von außen berührt, wechselt stets die berührenden Schichten. Wir bewegen uns sehr viel, und bei jeder Bewegung bringen wir eine neue Luftschicht an unseren Körper und jede dieser neuen Schichten ist kalt und sehr bereit, unserem Körper Wärme zu entziehen. Selbst wenn wir ganz ruhig stehen, sitzen oder liegen, bewegt sich doch die Luft um uns, und jeder noch so leichte Luftzug führt die Luft, die eben mit dem Körper oder eigentlich mit dem Oberkleid in Berührung war, fort und bringt eine andere Luftmasse mit ihm in Berührung, und jede neue Luftmasse verlangt von uns Erwärmung. Die innerhalb des Kleidergewebes befindlichen Luftmengen sind in enge Räume zwischen den Fäden eingeschlossen, befinden sich gleichsam in engen Röhren und werden von den Wänden dieser engen Röhren mit großer Kraft festgehalten, so daß es ihnen kaum möglich ist, zu entweichen und durch andere Luftschichten ersetzt zu werden. Ihre innersten, dem Körper am meisten benachbarten Enden nehmen bald dessen Temperatur an, bei der schlechten Wärmeleitungsfähigkeit der Luft dauert es aber sehr lange, bis die Temperatur dieser innersten, dünnen Luftschichten in den Gewebeporen weiter nach außen geführt ist und dann an die umgebende, wechselnde Luft abgegeben werden kann. Wir tragen also wirklich in den Kleiderstoffen Luft mit uns herum, als besten Schutz gegen die Außenluft. Uebrigens ist auch die Luft, die zwischen Körperoberfläche und Unterkleidung eingeschlossen ist, und die nur einer ganz langsamen Veränderung und Schichtenauswechslung unterliegt, ein sehr wichtiges Mittel, uns die Wärme zu bewahren. Würde das unterste Gewand ganz prall und dicht dem Körper anliegen, und daran ebenfalls dicht und ohne wesentlich in Betracht kommende zwischensliegende Luftschicht sich die oberen Kleider anschließen, so würde die Wärme sehr leicht von der Haut auf das unterste, prall anliegende Kleid, von da bald zu den oberen Kleidern und in kurzer Zeit zur äußeren Luft kommen und dort für uns verloren sein; der Gang dieser Entwicklung würde sich jedenfalls viel schneller vollziehen, als jetzt, wo die Kleider dem Körper nur lose anliegen. Recht deutlich kann man die Schutzwirkung der Luft bei Handschuhen erkennen; wenn diese recht eng sind und die Schönheit der Hand deutlich erkennen lassen, frieren dem Wesiger sehr leicht die Finger; ist der Handschuh aber nicht so elegant eng geschnitten, sondern etwas weiter, so wirkt die eingeschlossene Luftschicht und die Handschuhe erfüllen ihren Zweck, die Hand vor starker Abkühlung zu schützen, viel besser. Von Wichtigkeit ist auch der Feuchtigkeitsgehalt der Außenluft; deren Wasser und Wasserdampf können ungeheure Mengen von Wärme aufnehmen, sie sind förmliche Abgründe, in die die Wärme versinkt, und je mehr Wärme die Luft verbräucht, um so mehr muß der Mensch hergeben. Eine Eigentümlichkeit ist allerdings noch zu beachten. Wenn wir in wollener Kleidung uns in recht feuchter Luft bewegen, so wird ein in das Gewebe gestecktes Thermometer nach einiger Zeit zeigen, daß der Stoff eine oft bis 6° betragende Temperaturerhöhung erfahren hat. Der Wasserdampf der Luft ist nämlich in das Gewebe gedrungen und in den engen Stoffporen hat er sich zu mikroskopisch kleinen Wassertropfchen verdichtet; wie man aber Wärme verbraucht, um flüssiges Wasser in Dampf zu verwandeln, so wird beim umgekehrten Prozeß, bei der Verdichtung von Wasserdampf zu tropfbarem Wasser, eine ebenso große Wärmemenge frei, und diese frei

gewordene, vorher für die Empfindung nicht vorhanden gefundene Wärme hat den Stoff, in dem der Vorgang sich vollzog, erwärmt; der Wasserdampf wirkte also direkt wie ein Ofen. Aber leider kommt uns Menschen die Wärme dieses Ofens nicht zugute. Denn die in den Oberkleidern auf solche Weise entstandene Wärme wird nicht bis nach innen, zur Körperhaut, geleitet, sondern sie geht ziemlich geschwind an die Außenluft, der Ueberrock nimmt sehr bald seine vorherige niedrige Temperatur wieder an; aber nun ist er mit Wassertropfen durchsetzt, und in sie geht eine große Menge der Körperwärme, die dazu dienen muß, die Tröpfchen wieder in Wasserdampf zu verwandeln; man hat häufig Gelegenheit zu beobachten, wie ein nah gewordener Ueberrock noch während er auf dem Körper getragen wird, dampft. Einen großen Teil der dazu nötigen Wärme liefert der Träger des Rockes, und nunmehr wird leicht der Grund der bekannten Erscheinung eingesehen werden können, daß man in nassen Kleidern gar so sehr friert, selbst wenn die Außenluft nicht einmal sehr kalt ist. Daraus folgt aber auch, daß Winterkleider, sowie sie in ihrem Gewebe viel Luft beherbergen müssen, möglichst trocken gehalten werden müssen, wenn sie dem Körper die ihm innewohnende, zum Leben und zur Behaglichkeit notwendige Wärme konservieren sollen.

Dr. G. G.

Kleines feuilleton.

Aus den Kinderjahren der Luftschiffahrt. Wir sind in der Eröberung der Luft so weit vorgeschritten, daß es beinahe schon eine Art Romantik der Luftschiffahrt gibt. Neben den stolzen Bauwerken der heutigen Technik erheben die ersten Ballons zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts wie die Fahrzeuge der großen Seefahrer der Entdeckerperiode neben einem modernen Panzerdampfschiff. Die Aera der ersten Luftfahrten ist für uns etwas Raibes geworden, und ihre bildlichen Darstellungen erscheinen ihrer Zeit ganz angemessen. Jene Ballons passen ganz gut in die Zeit Ludwigs XVI. Und doch ist damals verhältnismäßig Vorzügliches geleistet worden. Im Monate Januar ist in Guisnes bei Calais ein Monument für den Luftschiffer Blanchard errichtet worden, das nachstehende denkwürdige Inschrift trägt: „1786. Jean Pierre Blanchard, ein Franzose, in Begleitung von John Jefferies, einem Engländer, reiste vom Schlosse zu Dover in einem Aerostaten am 7. Januar, nachmittags 2 Uhr, als erster durch die Luft über den Kanal von Calais, und stieg nach zwei Stunden an eben dem Orte nieder, wo die Einwohner von Guisnes zu Ehren den beiden Reisenden diese Säule errichteten.“ Diese Ueberquerung eines Meeresarmes ist für die damalige Zeit eine ganz außerordentliche Leistung. Mag Leher hat sich der dankbaren Aufgabe unterzogen, das Quellenmaterial, das zu diesem gelungenen Wagnis vorliegt, in der Deutschen Zeitschrift für Luftschiffahrt zusammenzustellen, und hat damit ein wertvolles und anschauliches Kulturbild aus der Pfadfinderzeit der Aeronautik gegeben. Der Winter des Jahres 1786 war sehr streng und anhaltend, so daß erst gegen das Ende des Monats März Ballonfahrten in Angriff genommen werden konnten. Für den 26. März hatte Blanchard in Donay seine 17. Auffahrt angekündigt, allein das Sturmwetter bereitete der Fällung des Ballons Schwierigkeiten. Erst am 18. April konnte der Aufstieg stattfinden. Blanchard durchflog in 1 1/2 Stunden bis nach Etoile in der Picardie 32 Meilen. Um dieselbe Zeit tauchte in der lebhaften Phantasie der Pariser das Gerücht auf, der Erfinder des Luftballons, Montgolfier, habe endlich ein lenkbares Fahrzeug konstruiert. Blanchard wurde von lebhaftem Interesse erfaßt und wandte sich schriftlich mit der Bitte an Montgolfier, ihn an seinen Versuchen teilnehmen zu lassen. Dieser stellte darauf die falsche Meldung richtig und fügte hinzu, daß er allerdings unaufföhrlich bemüht sei, seine Erfindung zu verbessern, jedoch allmählich milde werde, sein Vermögen weiter zu opfern. Auch Montgolfier war nahe daran, jeden weiteren Versuch aus Mangel an Hilfsmitteln aufgeben zu müssen. Von der Lenkbarkeit war man damals doch noch recht entfernt. Wie sehr dies der Fall war, zeigt die bizarre Idee eines englischen Aeronauten, der im Pantheon zu London ein Luftschiff in Gestalt eines Fisches gegen ein Eintrittsgeld von einem Schilling sehen ließ, das durch ein ganz wunderliches Mittel lenkbar gemacht werden sollte, nämlich durch — vier dressierte Adler. Diese Vögel sollten die große Liebenswürdigkeit haben, der Londoner Bevölkerung das Schauspiel eines Lenkballons zu bieten. Es scheint jedoch, daß sie im letzten Augenblick gestreift haben, da man von ihrem öffentlichen Auftreten nichts mehr gehört hat. Wenige Wochen nach dieser eigenartigen Anknüpfung unternahm Blanchard in Brüssel seine achtzehnte Luftfahrt. Zunächst stieg ein kleinerer Ballon auf, an dem ein Fallschirm mit einem Hammel befestigt war. Dann folgte Blanchard in einem größeren Fahrzeug. Er holte durch geschicktes Manövrieren den kleinen Ballon ein und schnitt den Fallschirm ab, der den Hammel unverfehrt der Erde wiedergab. Der Luftschiffer landete nach einer halbstündigen Fahrt unweit der Stadt. Er hatte durch sein auf Subskription gestelltes Unternehmen viel Geld verdient. Nachdem ein Däne Hooghe durch mehrere mißglückende Aufversuche die Aufmerksamkeit in Deutschland geweckt hatte, hielt er Blanchard an der Zeit, in Hamburg und anderen Orten seine stonnen-erwedenden Künste zu zeigen. Er verdiente dabei beträchtliche Summen.

Kulturhistorisches.

Ärztliche Frauenarbeit bei unseren Altbordern. Manches, was wir für einen Fortschritt, für eine Emanzipation, das heißt „Befreiung“ halten, stellt sich bei näherer Untersuchung als eine Wiederaufnahme alter Gewohnheiten heraus. Die Frau, die heutzutage als Ärztin neben ihrem männlichen Kollegen einen schweren Stand hat, da hierer viel mehr das Vertrauen besonders seiner weiblichen Patienten genießt, galt in alten Zeiten für die vor dem Mann weitaus berufenerere Heilbringerin.

Bei den alten Germanen lag die Heilkunst vorwiegend in den Händen der Frauen. Von ihren Göttern hatten sie den Beruf übernommen. So heißt ein uns erhaltener Merseburger Zauber-
spruch:

Wol und Wodan
Führen zu Holze;
Da ward dem Walburs Fohlen
Sein Fuß verrenkt
Da besprach ihn Einthgut
Sunna ihre Schwester
Da besprach ihn Frija
Wolla ihre Schwester . . .

Mengladar war die Göttin der Gesundheit. Ihr unterstauden neun heilkundige Jungfrauen als Dienerinnen. Die Priesterinnen, die den Opferdienst für Mengladar und ihre Jungfrauen versahen, hießen „Wale“ das heißt „weise Frauen“, da ihnen gleichzeitig die Heilung der Kranken oblag. Ihre Heilmethode umschloß außer geheimnisvollen Besprechungen auch die Anwendung von Kräutertränken, Pflastern, Salben, ja sogar Wasserluren. Später belegte das Christentum ihre ganze Tätigkeit mit dem Odium des Teufelspekts, der Zaubererei. — Aber auch andere Frauen, selbst solche königlichen Geblüts verschmähten es nicht, sich ihrer leidenden Mitmenschen hilfreich anzunehmen. So heißt eine Stelle aus Gottfried von Strahburgs Tristan und Isolde:

„Es ist die Kunegin von Irlande:
Diu erkennet maneger hande (mancherlei)
turze und aller krute (Kräuter) kraft
und arzätzliche (ärztliche) meisterchaft.“

In der vom 10.—13. Jahrhundert hervorragenden Hochschule Salerno waren auch Frauen und Jungfrauen zum Studium der Medizin zugelassen, von denen es manche durch Lehr- und schriftstellerische Tätigkeit in ihrem Fach zu großem Ansehen brachte. Aus dem 16. Jahrhundert sind uns Zeugnisse dafür erhalten, daß sich in Frankfurt a. M. einige Frauen speziell der Augenheilkunde widmeten. So war dort besonders eine jüdische Ärztin Berline wegen ihrer Geschicklichkeit so berühmt, daß man ihr gestattet, außerhalb des Ghettos, der den Juden zum Wohnen angewiesenen Gasse, ihr Heim aufzuschlagen.

Als später eine andere jüdische Ärztin nach Frankfurt kam, suchte man sie durch Erlassung des vorgezeichneten Schlafgelbes zu längerem Verweilen zu bewegen. Der Bischof, Johann II. von Bürzburg, ließ sich von der „Judenärztin Sarah“ zehn Gulden jährliche Abgabe entrichten; dafür durfte sie ihre Praxis im ganzen Bistum ausüben. Aus ihren Einnahmen konnte sie sich später ein Nittergut anschaffen. Auch in Mainz (1288) und wiederum in Frankfurt (1394) ist urkundlich der Frauenärztinnen achtungsvolle Erwähnung getan. In Nürnberg spricht eine Chronik von 1486 von 23 solchen „ehrbaren Frauen“. Dabei waren die sogenannten „geschworenen Frauen“ nicht eingegriffen. Diese meist aus dem Handwerkerstande hervorgegangenen Frauen, die schon eine Art vorschrittsmäßigen Studiums nachweisen mußten, behandelten alle Frauenleiden, übten als vom Rate Angestellte über die Hebammen Kontrolle aus, mußten über vorgekommene Mißgriffe berichten und konnten auch Besserungsvorschläge machen.

Bei Geburten wurde nur ganz ausnahmsweise männliche Hilfe geholt, etwa wenn ein chirurgischer Eingriff nötig war. Sonst waren die geburtsärztlichen Leistungen des Mannes so verpönt, daß man im 16. Jahrhundert in Hamburg, wie die Tragiker Chronik berichtet, einen Mann verbrannte, der als Hebamme verkleidet „hin und wieder viel selzam abentuewer ausgerichtet“ hatte. Die „geschworenen Frauen“ wurden auch zur Feststellung des Aussages, einer der furchtbaren Seuchen des Mittelalters, herangezogen.

Die heilige Hildegard, Äbtissin eines Benediktinerinnenklosters bei Bingen, verfaßte in lateinischer Sprache ein Werk über die Heilkunde, „Physica“ betitelt. In einer Zeit strengsten Dogmentums hatte diese intelligente Frau den Mut, sich in ihrem Werk nicht nur an die aus dem klassischen Altertum übernommene Schulmedizin zu halten, sondern Wurzeln und Kräuter, deren Heilkräfte sie erprobt hatte, zu empfehlen.

Auch im 17. Jahrhundert ist die Tätigkeit der Frau auf dem weiten Übungsfelde ärztlichen Wissens deutlich nachweisbar. So veröffentlichte Leonore Herzogin von Troppau und Jägerndorf im Jahre 1600 „VI Bücher auerlesener Arzneyen für alle des menschlichen Leibes Gebreden und Krankheiten“, ein Werk, das durch zwei Jahrhunderte verschiedene neue Auflagen erlebte. Die Mitarbeiter-schaft von Frauen belegt auch das „Stadt- und Land-Arztney-Buch von Carl de Solger“, 1678 in Frankfurt erschienen, das viele von Frauen mit Erfolg verordnete Arzneymischungen enthält. E. R.